

Fortsetzung von Seite 3

Wie ist es denn da mit dem Abholen der Jungen?

Im Bereich Musik und Film machen wir eher viel, vor allem auch für Kinder: Videos, eine Kinderschnittsendung, Trickfilme und Lieder. Das schätzen auch Eltern, die nicht mehr in der Svizra romantscha leben, sondern im Unterland oder im Ausland. So können sie mit den Kindern die Sprache pflegen.

Würde es das Rätoromanische noch geben ohne RTR?

Ja, aber nicht in der gleichen Form wie heute. Radio und Fernsehen geben dieser Sprache eine Normalität, das finde ich fast das Wichtigste an RTR. Wir begleiten diese Sprache, reflektieren sie, entwickeln sie auch weiter – unsere Nachrichtenleute müssen täglich Wörter neu erfinden, weil es sie einfach und Romantsch noch nicht gibt. Das machen sie zusammen mit einer Linguistin.

Ginge es auch etwas kleiner?

Das ist eine berechtigte Frage. Natürlich ginge es.

Was würden Sie als Erstes streichen?

Das Frage ich die Leute auch immer, wenn sie finden, wir seien viel zu gross. Keine Aufnahmen einheimischer Musik mehr? «Nein, das ist doch wichtig!» Kein Kinderangebot? Keine TV-Sendungen? Natürlich geht es auch kleiner, aber nicht, ohne dass ein Teil des Publikums etwas verliert dabei.

Warum sorgt die SRG für rätoromanisches Radio, aber nicht für albanisches, portugiesisches oder kroatisches?

Das hat nicht unbedingt mit der SRG zu tun, sondern mit der Verfassung, die die Viersprachigkeit festhält. Wir haben diese Diskussion immer wieder, aber wir wollen die einzelnen Sprachgemeinschaften nicht in spezifischen Sendungen isolieren. Wir wollen vielmehr schauen, dass sich alle, die hierzulande leben, in unseren Programmen wiederfinden. Es ist ja heute problemlos möglich, online Radio und Fernsehen aus dem Herkunftsland zu bekommen.

Warum dürfen Migrantinnen ihre Sprachen nicht hierzulande pflegen und Rätoromanen schon?

Romanisch gibt es halt nur hier, es ist eine der vier Landessprachen. Wir haben kein anderes Land, in dem man unsere Sprache auch noch spricht – ausser ein paar Regionen in Südtirol und im Friaul.

Für Ihre Karriere ist es ein Glücksfall, dass es das Rätoromanische gibt.

Ja, das kann ich nicht abstreiten. Frau, ich bin jünger, Rätoromanin, Randregion – das sucht man heute in so einer Firma (lacht).

Haben Sie eine Muttersprache oder zwei?

Deutsch – meine Mutter ist Aargauerin. Mein Vater ist Rätoromane, aber bei uns daheim hat sich Deutsch durchgesetzt. Meine Eltern haben ein kleines Familienhotel und eine Beiz in Scuol. Ich habe erst im Kindergarten Romanisch gelernt.

Wussten Sie schon lange, dass Sie zu RTR wollen?

Nein. Ich nicht – mein Vater hat sich das so vorgestellt! Ich begann, Englisch und Germanistik zu studieren, er sagte immer: «Mach Romanisch, dann kannst du zu RTR.» Aber das wollte ich gar nicht. Ich kam in den Journalismus, weil ich mein Studium mitfinanzieren musste. Ich dachte, ich habe eine Matur Typus D: Wer braucht so jemanden? Niemand. «Aber du schreibst gut», sagte mein Vater – ich wollte ihm eigentlich nur beweisen, dass mich niemand braucht, und habe mich bei Zeitungen beworben. Dann nahmen mich die «Freiburger Nachrichten» und das «Bündner Tagblatt». Und weil die Rätoromanen in Freiburg so lässig waren, habe ich doch noch Romanisch studiert.

Ihr Lebenslauf sieht extrem geplant aus.

Nichts war geplant! Ich will nicht sagen, ich hätte nur Glück gehabt; ich arbeite relativ viel und gern und mache das, was ich mache, wohl auch gut. Aber geplant war es nicht.

Ist es manchmal schwierig als junge Frau und – laut «Blick» – Quotenfrau?

Ich bin oft in Gremien, in denen nur Männer sitzen, teils im Alter meines Vaters. Zu sagen, es sei einfach oder es falle mir gar nicht auf, wäre völlig falsch. Es ist nicht immer einfach.

Wie manifestiert sich das?

Das sind ganz subtile Mechanismen, die wahrscheinlich tief verankert sind. Nie böse gemeint, davon gehe ich jetzt mal aus. Aber

wenn eine Männerrunde dasitz, reden generell einfache Männer untereinander. Das ist so.

Wie gehen Sie damit um?

Manchmal besser, manchmal schlechter, auf jeden Fall versuche ich, nie zickig zu werden. Beleidigt zu spielen im Stil von «Dann sage ich halt nichts mehr!», das wäre das Falscheste. Aber ich bin oft doppelt präsent: als Führungsperson, die versucht, ihre Arbeit zu machen, und als Frau. Und da frage ich mich oft: Wäre es anders, wenn ich ein Mann wäre und zwanzig Jahre älter, würde der mich auch einfach duzen? Das kostet relativ viel Energie.

Haben Sie jemanden, der Sie da unterstützt?

Ich bin seit zehn Jahren, seit ich in Führungspositionen bin, im Coaching. Bei einer Frau.

Sie haben gesagt, nach der Abstimmung würde die SRG nie mehr dieselbe sein.

Es wird sich viel ändern. So etwas geht nicht spurlos an einem vorbei, das zieht sich durchs ganze Unternehmen, und zwar nicht nur negativ. Wir haben noch nie so viel erfahren über uns selber, so viel Selbstreflexion betrieben wie jetzt. Die breite Diskussion, die zurzeit stattfindet, ist eine Chance. Wenn es am 4. März gut geht, dann war das alles durchaus auch positiv.

Und wenn es nicht gut geht?

Dann ist die Schweiz die erste europäische Demokratie – und erst noch eine direkte – ohne öffentliches Medienhaus. Da hätte ich grosse Mühe, das zu verdauen.

STRAFVOLLZUG UND ARBEITSWELT

Drei Diplome im Gepäck, aber auch ein Stigma

Die Geschichte von Willi Blaser zeigt, dass Straftatlassene – selbst wenn sie unterstützt werden – im ersten Arbeitsmarkt wenig Chancen haben. Ein Pilotprojekt vermittelt erstmals aktiv zwischen Gefangenschaft und Erwerbsarbeit.

VON WALTER AESCHIMANN

Im September 2013, an einem trüben, empfindlich kühlen Sonntagnachmittag, wurde Willi Blaser* aus der Haft entlassen. Er war frisch rasiert und 46 Jahre alt. Nun stand er vor dem Tor der Strafanstalt Pöschwies im zürcherischen Regensdorf, der grössten Justizvollzugsanstalt der Schweiz. Er hatte kaum Bekannte, nur eine temporäre Unterkunft – und keinen Job.

Willi Blaser war vor der Haft im globalen Drogenhandel tätig gewesen, spezialisiert auf Kokain und Crystal Meth. Und selber «schwer abhängig». Zweimal erwischte ihn die Polizei mit mehreren Kilo Rauschgift. Er sei «von Kollegen verpfiffen» worden, sagt er. Beim zweiten Mal forderte der Staatsanwalt acht Jahre. Die Richter machten zwei daraus. Sie hielten Milde für angemessen, weil sie Kindheit und Jugendjahre ins Urteil miteinbezogen. Mit neun war Willi Blaser zum ersten Mal in einem katholischen Kinderheim, «der pure Horror». Betreuer prügeln auf ihn ein und misshandeln ihn sexuell. Das führte zu posttraumatischen Störungen. Im Alter von 22 Jahren verliess er die Heimstation «für zivil- und strafrechtlich eingewiesene Jugendliche» im St. Gallertand. Dort schloss er die erste Lehre als Werkzeugmacher ab. Zwei weitere Diplome folgten: Handelsschule und technischer Kaufmann.

Drogenfrei und motiviert

Weil er «eine gute Anwaltin» hatte und die nötigen Kriterien erfüllte, wurde er vorzeitig auf Bewährung aus der Pöschwies entlassen. Er hatte sich bestens in die sogenannte Bastelgruppe integriert, die Kardwolle filzte, er hatte den ambulanten Drogenentzug abgeschlossen und ging regelmässig zur Therapie. Ein Zimmer im Wohnangebot der Zürcher Stiftung für Gefangenen- und Entlassenenfürsorge (ZSGE) war zugewiesen. An Arbeit konnte er jedoch

nicht denken. Im geschlossenen Vollzug gab es kein Internet und deshalb kaum Bewerbungsmöglichkeiten. Der Aussenkontakt beschränkte sich auf seltene Besuche und das Mülltelefon. Hätte er sich persönlich vorstellen können, wäre ein «Sachurlaub» genehmigt worden. «Es ist fast aussichtslos, aus dem Gefängnis eine Stelle im ersten Arbeitsmarkt zu finden», sagt Willi Blaser.

Dabei wäre gerade das besonders wichtig. So hat etwa 2015 eine Studie in Nordrhein-Westfalen ergeben: Neunzig Prozent der Entlassenen, die keine Arbeit fanden, wurden nach wenigen Monaten wieder straffällig. Von jenen, die einen Job hatten, beging nur jeder Dritte ein Delikt – meist Kleinstvergehen.

Wieder in Freiheit, ging Willi Blaser zum Regionalen Arbeitsvermittlungszentrum. Doch das RAV verweigerte die Unterstützung, obwohl es gesetzlich dazu verpflichtet gewesen wäre. Die Behörde musste auf juristischem Weg zur Nachzahlung gezwungen werden. Danach erhielt Blaser «wirtschaftliche Sozialhilfe» und eine «Integrationszulage» vom Sozialamt. Den Bewährungshelfer traf er jeden Monat, den Therapeuten regelmässig, den Sozialbetreuer wöchentlich, und jeden Dienstagabend nahm er am Gemeinschaftessen der Wohngruppe ZSGE-Waffenplatz teil. Diverse Integrationsprogramme strukturierten seinen Tagesablauf. In der Recyclingwerkstatt zerlegte er alte Handys. «Ich war drogenfrei, gesund und motiviert für den ersten Arbeitsmarkt», sagt er. Er dachte, dass seine drei Diplome hilfreich seien. Aber er blieb in der sozial betreuten Welt.

Rund 350 tadellose Dossiers hatte Willi Blaser abgeschickt, die er im Kurs «Bewerbungsstrategie» der Stiftung Stellennetz geschrieben hatte. Es ergab sich kein Gespräch. Mit den Bezugspersonen übte er Bewerbungsgespräche bis spät in die Nacht. Das Dilemma war, welche



Raus aus dem Gefängnis, rein ins Arbeitsleben? Justizvollzugsanstalt Pöschwies in Regensdorf.

FOTO: ANDREAS BOMMER

Strategie die bessere ist: mit offenen Karten spielen oder die Vergangenheit kaschieren? Er selber neigte zur zweiten Variante – denn selbst mit einem optimierten Auftritt wäre das Stigma des Exhäftlings kaum loszuwerden.

Eintritt in die Normalität

Daniel Roth, stellvertretender Geschäftsführer der Wohngruppe ZSGE-Waffenplatz, kennt einige Firmen, die Straftatlassene im ersten Arbeitsmarkt beschäftigen würden. Der Pool sei klein und verändere sich permanent. Die Erfahrung zeige auch, dass die Hürde höher sei und die Toleranz geringer: «Beim kleinsten Vorfall steigt der Arbeitgeber wieder aus.» Das bestätigt der CEO einer Firma, die manchmal Exgefangene beschäftigt: «Es gibt in der Regel nur eine Chance.» Deshalb begrüsse er eine professionelle Instanz, die Brückenfunktionen übernehmen könne. Sie könne verhindern, dass ein Dossier sofort im Abfall lande – sowie bei einem Erstgespräch die Befangenheit vermindern und die Akzeptanz erhöhen.

Erstaunlich ist, dass in der Sozialhilfe ein solches Angebot bisher fehlte – bis im Sommer dieses Jahres, als der Verein 72 in Zürich Oerlikon das Pilotprojekt «time2work» startete. Es bietet Straftatlassenen und InsassInnen erstmals in der Schweiz spezialisierte Unterstützung bei der Arbeitssuche an. Die «Anschubfinanzierung» kommt von der katholischen Kirche des Kantons Zürich, mittelfristig soll das Projekt selbsttragend sein. «Wir vermitteln zwischen Vollzug und Arbeitswelt. Neu ist, dass wir bei den Unternehmen vor Ort die Türen öffnen», sagt Claudio Carletti, Leiter des Projekts. Er testet nun, ob «der freie Arbeitsmarkt ein solches Angebot akzeptiert». Auch wenn die Wohngemeinden die Kosten übernehmen müssen: Justiz- und Sozialbehörden

sind froh darum. Eine grobe Rechnung zeigt, dass die Ämter bei erfolgreicher Vermittlung finanziell massiv entlastet werden.

Als Daniel Roth vom Projekt erfuhr, kontaktierte er «time2work»: «Ich habe einen Bewohner, der arbeiten will, aber nichts findet.» Willi Blaser setzte ein Motivations schreiben auf und sprach bei Carletti vor. Der Personalberater machte eine Grundabklärung. Nachdem ihm zunächst der «Rucksack» des Bewerbers als zu grosses Hindernis erschienen sei, habe ihn dessen «unbedingte Motivation» überzeugt. Er beantragte beim Justizvollzug des Kantons, die Kosten für die Vermittlungsdienste zu übernehmen. Das Gesuch wurde rasch und umstandslos gewährt. Carletti aktivierte sein Netzwerk. «Das Potenzial von ehemaligen Insassen wird gewaltig unterschätzt», sagt er. Acht Bewerber hat er bisher platziert können.

Seit zwei Monaten arbeitet Willi Blaser nun als «Total Quality Manager» in der Lebensmittelbranche: «Der Vorteil beim Bewerbungsgespräch war, dass ich die Vergangenheit nicht erst erklären musste», sagt er. «Ich konnte mich voll darauf konzentrieren, den CEO und die Personalchefin von meinen Fähigkeiten zu überzeugen.» Nun ist er in der Probezeit und organisiert fünf Tage in der Woche die Kontrolle verderblicher Nahrungsmittel. Die Arbeit ist härter als zuvor und völlig eigenständig. Aber zum ersten Mal seit Jahren wird er am Arbeitsort nicht sozial betreut: «Sie kennen meine Geschichte nicht. Es ist eine andere Welt. Man wird akzeptiert, für vollwertig angesehen und ganz normal behandelt.» In den kommenden Monaten will er den Übertritt vom «sozial betreuten zum eigenständigen Wesen» schaffen. Willi Blaser ist bei unserem Gespräch nicht frisch rasiert, aber er schaut sehr zufriedenen aus.

* Name von der Redaktion geändert.